

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 21

Rubrik: Das Narrenschiff

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Logbuch eines driftenden Zeitgenossen

Ein trauriges Kapitel

War es die natürliche Scham oder hat mich eine falsche Erziehung daran gehindert, diesem Büchel auch jene heiklen Dinge anzuvertrauen, die den Hormonhaushalt unbewiebten Seemänner immer wieder durcheinanderbringen? Weil der erfahrene Kapitän jeweils kurz vor Erreichung einer allgemeinen Siedehitze einen mit der notwendigen Infrastruktur ausgestatteten Hafen anlaufen liess, hielten sich Gedanken, Worte und Taten wider das sechste Gebot an Bord des Narrenschiffs einigermassen im Rahmen des Ueblichen. Ich glaubte davon absehen zu dürfen, etwaige Leser dieser ungelbenen Zeilen mit Lebensäusserungen zu langweilen, wie sie in der ganzen belebten Natur zur Tages- beziehungsweise Nachtordnung gehören.

Nun aber kann ich nicht länger schweigen, denn Ungeheuerliches ist geschehen. Sodom und Gomorrha waren Horte der Jungfräulichkeit gegenüber dem Sündenbabel, auf dessen Ebene unser Schiff moralisch hinabsank. Meine Feder sträubt sich, das Laster zu beschreiben, dem sich unsere Besatzung in mutwilligem Frevel wider die Natur in die Arme warf. Insonderheit schicke, lieber Leser, auch meiner verworfenen Seele einen frommen Wunsch nach, denn die Wogen geiler Sinnlichkeit schlügten auch über mir zusammen. Noch weiss ich nicht, ob ich mein schamrot angelauenes Lustauge je wieder auf einen anständigen Christenmenschen richten kann.



Sei's halt. Ich ermanne mich und erzähle, wie wir uns versündigten. Zwei angebliche Notfälle, ein Zürcher und ein Basler Narr, waren uns zur Obhut übergeben worden. Weil ihre Beziehung gespannt schien, reihten wir sie nicht gleich in den Borddienst ein. Sie sollten Gelegenheit haben, sich zwanglos bei uns einzuleben.

Anfänglich schien sich das gut anzulassen. Der Zürcher hatte sich auf dem Vorderdeck einen merkwürdigen runden Verschlag gebaut, in den er sich zu stiller Einkehr zurückzog. Der Kapitän betrachtete die Einrichtung mit sichtlichem Wohlgefallen. Sein frommes Gemüt erlaubte sich an der Vorstellung, einem rechten Asketen ein gottgefälliges Einsiedlerleben zu ermöglichen. Schon nach kurzer Zeit liess sich der Klausner überhaupt nicht mehr blicken; der Kontakt mit ihm konnte nur durch einige runde Löcher in der Wand aufrechterhalten werden.

Es dauerte nicht lange, bis sich auch der Basler zum Leben eines Eremiten entschlossen hatte. Seine Hütte stand auf dem Achterschiff, und auch er wünschte offenbar, dass man nur noch durch kleine Oeffnungen Augenverbindung zu ihm unterhielt. Ich fand es reizend, dass die Mannschaft zu den beiden ein so enges Verhältnis unterhielt. Manchmal hingen ganze Trauben von Neugierigen an den Gucklöchern, aber es verstrich jeweils nur eine knappe Minute, dann hatte einer offenbar genug gesehen und machte hoch aufatmend dem nächsten Platz. Nach einigen Tagen bemerkte der Kapitän beiläufig, die Mannschaft mache ihm einen viel ruhigeren Eindruck als früher; er führe das auf den entspannenden Anblick zurück, den das Innere einer Einsiedelei offenbar biete.



Da ich seit Tagen von unkeuschen Frühlingsgedanken besetzt war, wollte nunmehr auch ich mich der Erbäulichkeit zuwenden. Ich stellte mich geduldig in die längere Reihe der Anwärter und war glücklich, mein Auge endlich gegen das Löchlein in der Bretterwand pressen zu können. Doch ich sah überhaupt nichts.

«Wirf den Stutz hinein!» tönte es unwillig aus dem Inneren der Klause. Ich war etwas befremdet, erinnerte mich dann aber daran, dass ja auch in den Kirchen die Klingelbeutel und Opferstöcke beschickt sein wollen.

Also steckte ich einen Franken in den Schlitz, und flugs öffnete sich eine Klappe. Und mein Auge erblickte das, was Gottvater seinerzeit bewogen haben muss, dem ersten Menschenpaar sein Logis samt Garten

fristlos zu kündigen. Eine nackte Eva, nicht mehr die allerjüngste, räkelte sich auf einem Stuhl, hielt zwecks Elevation bestimmter Gewebepartien die Hände wie zwanglos hinter dem Kopfe verschränkt. Die Schenkel der Schönen standen etwa in einem rechten Winkel voneinander ab. Doch bevor ich mich mit den Einzelheiten befassen konnte, fiel die Klappe herab. Aus. Das elementare Ereignis war beendet. Ich taumelte weg und klaubte erregt weitere Münzen zusammen, hing dann immer wieder für eine Minute am Loch und fühlte mein Innerstes aufgewühlt von der Macht der Liebe.



Als keiner mehr einen Stutz im Sack hatte, flog die Sache auf. Der Kapitän hatte sich, misstrauisch geworden, auch einen Blick durchs Loch gegönnt und tobte dann wie ein Berserker. Eigenhändig warf er die Buden um und drohte, die beiden Saunigge am Grossbaum aufzuknüpfen. Bei ihren Schauobjekten handelte es sich um biedere Hausfrauen, die sich auf eine unverschämte Weise etwas Sackgeld verdienten; sie mussten heimlich auf das Schiff geschmuggelt worden sein. Sie weinten jämmerlich und batzen um Tücher, um ihre Blössen wenigstens notdürftig zu bedecken.

Auch die beiden Lustmolche winselten um Gnade, doch der Kapitän fuhr fort, ein starkes Tau zu einer Schlinge zu knüpfen. Die schlimmste Sünde, die es gebe, schrie er aufgebracht, sei das eklige Spienzeln durch das Schlüsselloch, und wer die normalen Triebe eines Mitmenschen zu einem so erbärmlichen und himmeltraurigen Seich missbrauche, könne im Kreis anständiger Leute nicht mehr geduldet werden.

Da zogen beide heulend eine Zeitung aus der Tasche und lasen mit überschlagender Stimme vor, dass das Verwaltungsgericht des Kantons Basel-Stadt den Stützli-Sex auch in Basel ausdrücklich erlaubt habe, und zwar nach einem Augenschein der Richter in Zürich.

«Staatschutz für Stützli-Sex», schrie der Kapitän ungläubig, blickte mit irren Augen auf die beiden Schausteller und begann dann zu lachen, dass er blau anlief. Jetzt begreife er die Zivilisation überhaupt nicht mehr, meinte er unter schrillem Gelächter: Den Männlein und Weiblein, die miteinander nach dem Gebot der Natur verkehren wollten, mache man die Hölle heiß, während das ödeste Voyeurtum nun auch noch mit dem richterlichen Segen hochgepäppelt werde.



Hierauf befahl er dem Rudergänger, Kurs auf den nächsten Hafen zu nehmen.